

FRIEDENSPREIS 
DES DEUTSCHEN BUCHHANDELS

1962
Paul Tillich

Börsenverein des Deutschen Buchhandels



Bischof D. Dr. Otto Dibelius

Laudatio

In dieser festlichen Versammlung bin ich gewiß nicht der einzige, den es ein wenig befremdet hat, daß um diese einleitende Laudatio ein evangelischer Bischof gebeten worden ist. Ein Mann vom Range Paul Tillichs hätte in dieser Stunde doch eigentlich von einem unserer führenden Philosophen oder von einem systematischen Theologen gewürdigt werden sollen. - Wenn ich trotzdem die Bitte nicht abgeschlagen habe, die an mich ergangen ist, so hat das seinen Grund nicht nur in meiner persönlichen Verehrung für Paul Tillich; sondern es hat mich auch gelockt, einmal öffentlich auszusprechen, daß sich Deutschland der Lebensarbeit Paul Tillichs in dankbarem Respekt verbunden weiß.

Sie müssen mir nur erlauben, daß ich, wenn ich jetzt zu Ihnen spreche, ganz der bleibe, der ich bin. Ich bin kein verhinderter Professor für systematische Theologie. Ich bin auch kein Theologe, der in Mußestunden, die er nicht hat, philosophische Werke studiert. Ich bin ein schlichter Diener meiner Kirche und habe, zusammen mit allen anderen, die in demselben Dienst stehen, die christliche Botschaft auszurufen. Nur daß ich mich dabei ständig fragen muß, mit welchen inneren Nöten und Bedürfnissen die Menschen meiner Zeit dieser Verkündigung gegenüberstehen. Das ist für mich Ausgangspunkt und Anknüpfungspunkt, wenn ich ein Wort über Paul Tillich sage.

Ich bilde mir ein, die Nöte und Bedürfnisse des modernen Menschen ein klein wenig nachempfinden zu können - und zwar deshalb, weil sie dem, was meine Generation vor vielen Jahrzehnten durchgekämpft hat - und ich selber mit ihr - nicht ganz unähnlich sind. Von dem, was man in der Jugend durchgekämpft hat, bleiben Narben fühlbar bis ins Alter.

Sie, lieber Herr Professor, sind 6 Jahre jünger als ich. Von unserem jetzigen Alter her gesehen, ist das eine sehr kurze Spanne Zeit. Wir sind Generationsgenossen. Wir haben beide zu den Füßen derselben Universitätslehrer gesessen. Wir haben beide die geistige Luft geatmet, die in dem Berlin von damals herrschte. Und ich

denke, wir haben damals beide unter dem Eindruck gestanden, daß mit der Jahrhundertwende eine neue Epoche angebrochen sei - eine Epoche, in der die geistigen Werte der Vergangenheit in Frage gestellt schienen. Wir hatten die Industrialisierung Deutschlands und das sprunghafte Anwachsen der Bevölkerung erlebt. Wir waren als ältere Schüler dabei, als Gerhart Hauptmanns »Weber« in Berlin aufgeführt wurden und die ganze gebildete Welt erregten. Im August 1910 war Friedrich Nietzsche gestorben; jetzt begann sein Einfluß auf die junge Generation sich zu entfalten. Über die bildende Kunst brach der Jugendstil herein. Im Wandervogel kam ein neues Lebensgefühl der Jugend zum Ausdruck. Auch im Leben der Kirche regte sich etwas völlig Neues. Friedrich Naumann schrieb seine unvergeßliche Andacht »Im Eisenwerk«: Gewißlich ist der Herr an diesem Ort, und ich wußte es nicht! Kurzum, es war schon allerlei Umbruch in der damaligen Zeit!

Vor allem aber war in uns selber ein anderer Geist lebendig als in den Generationen vor uns. Es war ein Geist der Kritik in uns, den unsere Väter nicht gekannt hatten. Was bis dahin selbstverständlich gewesen war, war uns nicht mehr selbstverständlich. Gott, Ewigkeit, biblische Berichte - hinter allem stand ein Fragezeichen. Wir fühlten, um mich religionsphilosophisch auszudrücken, am Rande unseres Lebensweges den Abgrund des Nichtseins und wollten doch in diesem Abgrund nicht versinken.

Es ist hier nicht der Ort zu zeigen, wie wir aus dieser Konfrontation mit dem Nichtsein herausgerettet worden sind. Jedenfalls hat sich unsere Generation in einer Lage befunden, die der geistigen Lage von heute nicht ganz unähnlich gewesen ist. Denn welches ist die geistige Lage von heute? Lassen Sie mich das mit Sätzen sagen, die Paul Tillich geschrieben hat:

»Der Mensch von heute« - so haben Sie es ausgedrückt - »hat das Nichtsein erlebt, das wie ein drohender Ozean alles Seiende umspült. Er hat sein Schicksal erlebt mit

seinen plötzlichen, unberechenbaren Einbrüchen in alles, was sicher schien in seinem Leben und in dem Leben der Völker. Er hat den Tod erlebt als das Sterben Unzähliger, denen die Natur ein volleres Leben versprochen hatte, und er hat den Tod erlebt als stündliche Bedrohung seines eigenen Seins.

Er hat gelernt zu zweifeln, nicht nur an den Urteilen der anderen, sondern auch an dem, was ihm selbst das Sicherste war. Da ist keine Festung des Glaubens geblieben, in die nicht Elemente des Zweifels eingedrungen sind. Und wenn die Frage in ihm auftaucht, welches der Sinn seines Seins ist, dann tut sich ein Abgrund vor ihm auf, in den zu blicken nur der Mutigste wagt: der Abgrund der Sinnlosigkeit.«

Wer will bestreiten, daß diese Diagnose richtig ist; Natürlich gilt sie nur für eine kleine Minderheit der Menschen. Aber diese kleine, denkende Minderheit ist es doch, die einer Epoche das geistige Gepräge gibt. Und weil es so ist, darum fühlt die evangelische Kirche hier eine seelsorgerliche Verantwortung - nicht nur für die wenigen, die bewußt nach geistiger Hilfe verlangen, sondern für die Gesamtheit unseres Volkes. Die große Menge der Menschen fühlt eine geistige Krisis niemals unmittelbar. Wohl aber spürt sie ihre Auswirkungen. Sie spürt heute, daß die echten sittlichen Bindungen sich auflösen, daß Festigkeit des Charakters Mangelware zu werden droht, daß das alte deutsche Pflichtbewußtsein sprunghaft zurückgeht und dem Drang zum Geld und zu den materiellen Gütern weicht. Was aber sind diese Erscheinungen anderes als eine Folge davon, daß im inneren Leben der Nation ein Prozeß der Auflösung begonnen hat. Dieser Prozeß der Auflösung bedroht nicht nur jeden einzelnen in seiner Menschenwürde, sondern er will auch die Nation als Ganzes um ihre innere Kraft und um ihre Zukunft bringen.

Hier sind wir alle gefordert. Hier gilt es, nicht Symptome zu kurieren, sondern nach den Wurzeln zu sehen.

Nun ist der Mensch nicht primär ein logisches Wesen. (Man hilft ihm nicht dadurch, daß man ihn vor ein neues System von Begriffen stellt.) Speziell die religiösen Zweifelsfragen wollen nicht beantwortet, sondern sie wollen überwunden sein. Das weiß jeder Seelsorger. In tausend Fällen hilft man einem Menschen, der seinen inneren Halt verloren hat, am besten da-

durch, daß man nicht mit ihm diskutiert, sondern ihn in eine selbstlose, etwa in eine karitative Arbeit hineinstellt, oder dadurch, daß man ihn mit Vorbildern konfrontiert, aus Vergangenheit oder Gegenwart, an denen er sich aufrichten kann, oder daß man ihn dazu bringt, den Weg des jungen Bismarck zu gehen, der in seinem ersten Brief an den Schwiegervater schrieb: ich beschloß, »konsequenter und mit entschiedener Gefangenhaltung einstweilen des eigenen Urteils in der Heiligen Schrift zu lesen«. Es ist oft hilfreicher, Antworten auf Fragen zu geben, die gar nicht gestellt worden sind, als über gestellte Fragen nächtelang zu disputieren.

Und doch kann das nicht alles sein. Erstens deshalb nicht, weil es eben Menschen gibt, die nicht zur Ruhe kommen, wenn man ihrem zweifelnden Verstande nicht einen neuen Weg klären, logischen Denkens zeigt. Zweitens deshalb nicht, weil jede neue Epoche eine neue geistige Strukturierung verlangt, wenn anders sie aus der Gärung zur Abklärung durchdringen soll. Und drittens deshalb nicht, weil auch die christliche Wahrheit danach verlangt, von jeder Generation neu durchdacht zu werden.

Dies Letztere ist unter uns zwar keineswegs unbestritten. Zumal der evangelischen Kirche liegt eine gewisse Zurückhaltung gegenüber allen philosophischen Bemühungen im Blut. Das Neue Testament ist voll von Warnungen vor menschlicher Weisheit. Martin Heidegger hat uns Theologen mit leisem, ironischem Unterton an das Anfangskapitel des I. Korintherbriefes erinnert, in dem es heißt: »Den Verstand des Verständigen will ich verwerfen... Wo sind die Weltweisen? Hat nicht Gott die Weisheit dieser Welt zur Torheit gemacht?« Ich glaube, es bedurfte dieser Erinnerung kaum. Wir Theologen kennen diese und andere verwandte Stellen auswendig!

Aber ganz abgesehen davon, daß es im Neuen Testament auch Aussagen über die menschliche Vernunft gibt, die in einem anderen Tone gehen - es ist vor allem schwer zu glauben, daß Gott seinen Menschenkindern die Gabe der Vernunft nur dazu gegeben hat, daß er sie unterdrücken soll. Diese Funktion des menschlichen Geistes will respektiert sein, sie will auf ihre Möglichkeiten hin abgetastet und dann voll ausgeschöpft sein.

Darum wird das, was wir Philosophie nennen, immer eine Grundfunktion des menschlichen Geistes bleiben und als solche anerkannt

werden müssen. Und wo Menschen mit der geistigen Welt von früher zerfallen sind und zu neuer Sinngebung noch nicht haben durchstoßen können, wird ihnen auch von der rationalen Seite her Hilfe zuteil werden müssen. Und zwar wird ihnen nur der ein Seelsorger sein können, der bereit ist, die Probleme des Verstandes unerbittlich zu Ende zu denken und überlieferte Vorstellungen rücksichtslos preiszugeben, sofern sie sich nicht mit einem erneuerten Denken organisch zusammenfügen lassen. Mit offensichtlich gewollten Kompromissen ist den Menschen unserer Zeit nicht geholfen.

Wenn wir dies aber aussprechen, dann kommt uns der Name Paul Tillich von selbst auf die Lippen.

Was uns Theologen an dem Lebenswerk Tillichs zunächst erregt, ist der Eindruck, daß hier von einem der Unsrigen mit unbedingter Redlichkeit und Energie philosophisch gedacht wird. Ich kann in dieser Stunde nicht versuchen, das philosophische System Tillichs auch nur im Aufriß wiederzugeben: wie da von dem Letzten und Unbedingten her, von Gott als dem Sein-Selbst, dessen Lebensprozeß sich in der Bewegung von Trennung und Wiedervereinigung vollzieht, ein neues Sein entsteht, in dem eine Einheit vom Endlichen und Unendlichen sich manifestiert. Wie da in Korrelationen der verschiedensten Art alles vom Absoluten her zusammengefaßt und durchdrungen wird, der Zweifel ebenso wie der Glaube, und wie sich daraus der Mut ergibt, sich bejaht zu wissen, der Mut zum Sein, der die Drohung der Sinnlosigkeit durch die tapfere Tat besiegt. Dies alles muß man lesen und durchdenken. Es kann hier nicht dargestellt werden.

Das für uns Wichtige aber ist, daß Tillich es nicht bei ontologischen Begriffsbestimmungen beläßt, sondern daß er der objektivierenden Erkenntnis Grenzen setzt. Es gibt weite Bereiche der Wirklichkeit, so sagt er, die sich der Objektivierung widersetzen. In ihnen ist nach einer anderen Erkenntnisweise gefragt, nach einer empfangenden Erkenntnis. Das führt zu dem Begriff der Offenbarung. Offenbarung ist die Erkenntnis des Seins-Selbst in seinen Geheimnissen. Diese Erkenntnis kann nicht konserviert und weitergegeben werden. Sie läßt sich nur empfangen in dem, was Tillich die Offenbarungssituation nennt, also in der inneren Bereit-

schaft zu empfangen.

Darf ich das an einer kleinen Geschichte erläutern - an einer Geschichte, die bei uns umläuft, von der ich nicht wissen kann, ob sie wirklich passiert oder ob sie Legende ist. Aber wir haben ja bei Adolf Harnack gelernt, daß auch Legenden Geschichtsquellen sein können. Also: Paul Tillich hat in Amerika einen Vortrag gehalten. Nach dem Vortrag stürmt ein schlichter Pastor, ein Fundamentalist, wie man in Amerika sagt, zum Rednerpult vor, die Bibel in der Hand: Herr Professor, jetzt sagen Sie einmal klipp und klar: Ist die Bibel Gottes Wort oder nicht? Darauf Tillich: Wenn Sie mir Ihre Bibel so entgeggetragen, dann ist sie nicht Gottes Wort, aber wenn die Bibel Sie trägt, dann ist sie Gottes Wort! - Das ist ungefähr das, was die Offenbarungssituation bei Tillich bedeutet.

Hier ist nun die Tür weit aufgetan für das, was für den Christen unabdingbar ist. Das Bindeglied, das die philosophische Erkenntnis mit der christlichen Offenbarung verbindet, ist Tillichs Begriff des Symbols. »Von Gott als dem Lebendigen müssen wir in symbolischen Begriffen reden.« Aber die Symbole sind nicht etwas, was die Wirklichkeit verhüllt, sondern etwas, was an der Wirklichkeit partizipiert. So kommt er zu dem großen Satz: »Von allen Symbolen sind die anthropomorphen Gott am meisten angemessen. Nur durch sie kann er für den Menschen der lebendige Gott sein.«

Hier atmet der Christ Heimatluft. Er braucht sich also vor dem gelehrten Philosophen nicht zu genieren, wenn er ganz kindlich mit Gott als seinem Vater redet. »Gott will uns damit locken, daß wir glauben sollen, er sei unser rechter Vater und wir seine rechten Kinder, auf daß wir getrost und mit aller Zuversicht ihn bitten sollen wie die lieben Kinder ihren lieben Vater!« Das gehört nicht nur zu dem schönsten, was je in deutscher Sprache geschrieben worden ist; sondern es ist Wirklichkeit, und es will Wirklichkeit sein, für den Arbeiter ebenso wie für den Universitätsprofessor - sintemal, wie Tillich sagt, jedes ernste Gebet Macht hat, nicht wegen der Intensität, mit der eine Bitte darin geäußert wird, sondern wegen des Glaubens, den ein Mensch an Gottes lenkendes Schaffen hat, eines Glaubens, der die existentielle Situation verwandelt.

Hier ist denn auch der Weg frei für eine neue Christologie, in der deutlich werden soll, daß in Jesus als dem Christus die ewige Einheit von Gott und Mensch historische Wirklichkeit

geworden ist.

Aber ich darf nicht in Einzelheiten gehen.

Kein Religionsphilosoph erwartet, daß sein Versuch, das Ewige in menschlichen Aussagen zu fassen, von allen beachtet und von allen bejaht wird. Aber er darf etwas anderes erwarten. Uns als Christen ist der Gedanke der Stellvertretung ein vertrauter Begriff. Es gibt auch in der Welt des denkenden Geistes eine Stellvertretung. Nicht alle sind imstande, die großen Probleme des menschlichen Daseins selbständig zu durchdenken; einzelne tun es. Und wo sie es mit Ernst und Redlichkeit tun, da tun sie es zugleich für die anderen alle. Es ist für uns, die wir die intellektuell Bedrängten unserer Tage nicht ohne Hilfe lassen möchten, eine unendliche Befreiung, daß wir ihnen sagen können: vertieft euch in Paul Tillich! Hier habt ihr strenges philosophisches Denken vereinigt mit dem, was schlichte Wahrheit des christlichen Glaubens ist! Hier habt ihr den Philosophen und Theologen, der den Zweifelnden so ernst nimmt wie nicht leicht ein anderer, der von einer Rechtfertigung des Zweiflers weiß und der den Weg zu solcher Rechtfertigung zeigen will! Hier habt ihr den Seelsorger für diese in sich aufgespaltene Zeit!

Und wenn jemand an der seelsorgerlichen Bedeutung dieses Mannes noch einen Zweifel haben sollte, der möge seine Predigten in die Hand nehmen. Es sind scharf geschliffene Predigten, die durch nichts anderes wirken als durch die bezwingende Klarheit und Folgerichtigkeit der Gedanken. Ich kenne in Deutschland keinen, der in dieser Art überzeugend zu predigen wüßte.

Sie werden, mein lieber Herr Professor, dies alles nicht falsch verstehen. Ich meine es nicht so, wie es vor hundert Jahren die Schotten gemeint haben, als Thomas Carlyle in Edinburgh seine berühmte Rektoratsrede hielt. Sie hatten Carlyle jahrzehntelang als einen gescheiterten Theologen und ungläubigen Schriftsteller mit Mißtrauen, ja mit Feindseligkeit verfolgt. Dann war er trotzdem zum Rektor der maßgebenden Universität gewählt worden. Wer Großbritannien kennt, weiß, daß so etwas dort drüben eine ganz große Sache ist. Carlyles Konkurrent war Disraeli gewesen. Und als Carlyle dann, erfüllt von der großen Freude der Stunde, seine Antrittsrede hielt, ausgleichend und alles irgendwie Anstößige vermeidend - halb Schottland war versammelt, um sie zu hören - ging jedermann nach Hause mit dem beruhigenden Eindruck, daß

dieser bedeutende Mann im Grunde immer nur dasselbe habe sagen wollen wie der Pastor in der heimatlichen Dorfkirche auch.

Nein, nicht so! Wir wissen, daß wir von Ihnen noch viel zu lernen haben. Wir gestehen auch offen, daß wir uns mit manchem Ihrer Gedanken bisher nicht alle haben abfinden können. Und doch spüren wir es Ihnen als Christen ab, daß Sie niemals aufgehört haben, der Unruhe zu sein!

Noch etwas Weiteres möchte ich sagen. Wir sind in Deutschland innerhalb der letzten hundert Jahre durch mancherlei politische Umbrüche hindurchgegangen. Wir haben es erlebt, wie oft die veränderte äußere Situation auch die Meinungen der Menschen verändert hat, bei Schriftstellern aller Art, bei Professoren, bei Theologen. Dadurch sind wir den Meinungen und Deduktionen der Menschen gegenüber so kritisch, so skeptisch geworden, wie nicht leicht eine Generation vor uns. Ich habe es manchmal gesagt und sage es hier noch einmal: Ich glaube keinem Journalisten seine Zeitungsartikel mehr, ich glaube keinem Pastor seine Predigten und keinem Professor seine Vorträge mehr, ehe ich nicht den Eindruck gewonnen habe, daß er für das, was er sagt und schreibt, entweder schon gelitten hat oder doch zu leiden bereit ist.

Paul Tillich hat für sein Lebenswerk gelitten. Er hat die Heimat, in der er mit allen Fasern seines Herzens und Denkens wurzelt, verlassen müssen und hat versuchen müssen, in einer anderen Welt von neuem Wurzel zu schlagen. Das ist für einen Mann der geistigen Arbeit ungefähr das schwerste Opfer, das ihm auferlegt werden kann. Aber Paul Tillich ist auch in bitteren Jahren sich selber treu geblieben und hat auch unter Einflüssen, die übermächtig auf ihn zukamen, seine Erkenntnisse nicht gebeugt. Gewiß sieht er heute manches anders, als er es vor 50 Jahren gesehen hat. Das ist das Schicksal jedes Menschenlebens. Aber seine Grundrichtung ist immer dieselbe geblieben - in seinem Verständnis für die sozial benachteiligten Schichten des industriellen Zeitalters, in seiner engen Beziehung zu allem kulturellen Schaffen der Menschen und in seiner inneren Zugehörigkeit zum christlichen Evangelium. Von daher stammt das Vertrauen, das wir ihm entgegenbringen. Von daher stammt die Anziehungskraft, die seine Schriften auf die gebildete Jugend Amerikas und Deutschlands ausüben. Vor ihrem Seelsorger will eine innerlich ringende Jugend zunächst einmal Respekt

haben. Vor Paul Tillich darf sie ihn haben.

Damit ist schon das Letzte gesagt. In einer Zeit, in der es von schicksalsschwerer Bedeutung geworden ist, daß das große Amerika und das klein gewordene Deutschland zueinander finden, ist es ein Geschenk Gottes, daß wir in Paul Tillich einen Mann haben, der nicht nur beide Länder kennt - das ist bei vielen der Fall - sondern der in dem Geist beider Länder atmet. Sie haben, lieber Herr Professor, die Philosophie des deutschen Idealismus, Schelling vor allem, nicht nur studiert, sondern durchlebt. Sie haben diese deutsche Wurzel Ihres Denkens auch in Ihren Schriften nie verleugnet, auch dann nicht, wenn es drüben nicht besonders gern gehört wurde. Sie haben nach dem Kriege als einer der ersten deutschen Professoren die Heimat wieder aufgesucht und sind in der Folgezeit wieder und wieder nach Deutschland gekommen. Sie sind ein deutscher Denker geblieben und sind doch den Amerikanern ein Amerikaner geworden, der die dortigen philosophischen und theologischen Ansätze ernst zu nehmen wußte.

So ist in Ihrer Person ein Band zwischen zwei Völkern geschlungen, für das ich keine Parallele weiß. Wer mit mir davon überzeugt ist, daß die Gesicke der Völker letzten Endes nicht durch äußere Gewalt bestimmt werden, sondern durch die geistigen Kräfte, die in ihnen lebendig sind, der wird Ihre Lebensarbeit als einen wichtigen Beitrag für eine friedliche Weiterentwicklung der menschlichen Kultur betrachten. Der Friedenspreis des Deutschen Buchhandels konnte keinem Würdigeren zuteil werden als dem großen Seelsorger des innerlich ringenden Menschen von heute, dem Deutschen und Amerikaner, dem Theologen und Philosophen, Paul Tillich.

Paul Tillich

Dankesrede

»Grenzen«

I

Die hohe Ehre dieser Stunde verdanke ich, wie ich glaube, drei Grenzüberschreitungen, die der Vorstand des Börsenvereins des Deutschen Buchhandels begangen hat: Er hat die nationale Grenze überschritten und, wie mehrfach zuvor, dem Bürger eines anderen Landes den Friedenspreis verliehen. Er hat die Grenze zwischen politischem Handeln und geistigem Schaffen nicht beachtet und den Friedenspreis jemandem gegeben, der, wenn überhaupt, mehr durch Gedankenarbeit als durch politische Tat dem Frieden, das heißt der Verwirklichung einer universalen menschlichen Gemeinschaft gedient hat. Und er hat den von beiden Seiten stark befestigten Wall zwischen Kultur und Religion durchbrochen und als kulturelle Organisation einem Theologen den Friedenspreis zugesprochen. Diese dreifache Grenzüberschreitung ist ein weithin sichtbares Symbol für den Geist, in dem der Friedenspreis gestiftet ist. Mein Dank in dieser Stunde kann nur der Versuch sein, diesem Geist mit meinen Worten einen philosophischen und damit zugleich religiösen und politischen Ausdruck zu geben, denn auch hier sind die Grenzen nicht letztgültig.

Über »Grenzen« möchte ich sprechen, einen Begriff, der von jeher mein philosophisches wie mein persönlichstes Interesse erweckt hat. »On the Boundary-Line«, »Auf der Grenze«, nannte ich eine kleine Schrift zur Selbstcharakterisierung, mit der ich mich kurz nach der Emigration in Amerika einführte. Und »Auf der Grenze« heißt das Büchlein, das das Evangelische Verlagswerk für die heutige Feier herausgebracht hat. Die amerikanische Schrift berichtet von mancherlei Grenzen, die allgemein menschlich und zugleich eigenes Schicksal sind: von der Grenze zwischen Land und Stadt, zwischen Feudalität und Beamtentum, zwischen Bürgertum und Bohème, zwischen Kirche und Gesellschaft,

zwischen Religion und Kultur, zwischen Theologie und Philosophie - und schließlich, ganz persönlich, zwischen zwei Kontinenten.

Das Dasein auf der Grenze, die Grenzsituation, ist voller Spannung und Bewegung. Sie ist in Wirklichkeit kein Stehen, sondern ein Überschreiten und Zurückkehren, ein Wieder-Zurückkehren und Wieder-Überschreiten, ein Hin und Her, dessen Ziel es ist, ein Drittes jenseits der begrenzten Gebiete zu schaffen, etwas, auf dem man für eine Zeit stehen kann, ohne in einem fest Begrenzten eingeschlossen zu sein. Die Situation der Grenze ist noch nicht das, was man Frieden nennen könnte; und doch ist sie der Durchgang, den jeder einzelne gehen muß und den die Völker gehen müssen, um zum Frieden zu gelangen. Denn der Friede ist das Stehen im Übergreifenden, das im Überschreiten und Rücküberschreiten der Grenze gesucht wird. Nur wer Anteil an den beiden Seiten einer Grenzlinie hat, kann dem Übergreifenden und damit dem Frieden dienen, nicht, wer sich in der momentanen Ruhe eines fest Begrenzten sicher fühlt. Friede erscheint, wo im persönlichen wie im politischen Leben eine alte Grenze ihre Wichtigkeit und damit ihre Macht, Unfrieden zu stiften, verloren hat, auch wenn sie noch als Teilgrenze fortbesteht. Friede ist nicht spannungsloses Nebeneinander; er ist die Einheit im Umfassenden, in der das Gegeneinander lebendiger Kräfte und die Konflikte zwischen dem Alten und dem jeweils Neuen nicht fehlen, in der sie aber nicht zerstörerisch ausbrechen, sondern gehalten sind im Frieden des Übergreifenden.

Wenn das Überschreiten und Rücküberschreiten der Grenze der Weg zum Frieden ist, dann ist die Angst vor dem, was jenseits liegt, und der daraus geborene Wille, es zu beseitigen, die Wurzel des Unfriedens und der Kriege.

II

Wen das Schicksal an die Grenze seines Seins geführt, ihn seiner selbst bewußt gemacht hat, der steht vor der Entscheidung, auf das, was er ist, zurückzufallen oder sich selbst zu überschreiten. Jeder Mensch wird dann und wann an die Grenze seines Seins geführt. Er sieht das andere jenseits seiner selbst, es erscheint ihm als eigene Möglichkeit und erweckt in ihm die Angst des Möglichen. Er sieht im Spiegel des anderen seine eigene Beschränktheit, und er erschrickt; denn diese Beschränktheit war zugleich seine Sicherheit, und sie ist bedroht. Die Angst des Möglichen zieht ihn zurück in seine begrenzte Wirklichkeit und deren momentane Ruhe. Doch die Situation, zu der er zurückkehren will, ist nicht mehr dieselbe. Seine Erfahrung des Möglichen und sein Versagen ihr gegenüber hinterläßt einen Stachel, der nicht zu beseitigen ist, der nur noch durch Verdrängung aus dem Bewußtsein entfernt werden kann. Und wo das geschieht, entsteht jenes seelische Phänomen, das wir Fanatismus nennen. Der ursprüngliche Sinn des Wortes ist »göttlich inspiriert«. So empfindet der Fanatiker; aber das Wort selbst hat seinen Sinn gewandelt, und man könnte sagen »dämonisch inspiriert«, nämlich geboren aus einer gestörten seelischen Struktur und darum zerstörerisch sich auswirkend. Das kann in kleineren, in größeren und in ungeheuren Maßen in Erscheinung treten, in Personen und in Gruppen.

Ich denke an junge Studenten, vielleicht Theologen, vielleicht Naturwissenschaftler, die aus der Sicherheit fest umgrenzten Denkens und Glaubens auf die Universitäten kommen, dort an die Grenze anderen Denkens und Glaubens geführt werden, ihr eigenes So-Sein im Spiegel des anderen sehen, das Mögliche erleben, ihm aber nicht gewachsen sind, auf die alten Sicherheiten zurückfallen, sie nun aber fanatisch bejahen mit dem Ziel: die Grenzen, die sie nicht überschreiten konnten, zu beseitigen, alle geistigen Möglichkeiten den eigenen zu unterwerfen, sie in die eigene Wirklichkeit aufzulösen. Die Aggression des Fanatikers ist die Folge seiner Schwäche, seiner Angst, die eigene Grenze zu überschreiten, und seiner Unfähigkeit, das, was er in sich selbst unterdrückt hat, im anderen verwirklicht zu sehen. Es geschieht aber auch, daß man im Zweifel an der eigenen geistigen Welt die Grenze überschreitet, in dem neuen Glauben eine neue fest umgrenzte Sicherheit findet, nicht mehr zurückgeht und eine Gegen-Aggression entwickelt, den oft besonders heftigen Fanatis-

mus des Renegaten, des religiösen wie des anti-religiösen wie des politischen. Das ist der Boden, aus dem die Religionskriege hervorgehen, und wenn es heute nicht mehr blutige Kriege sind, so doch seelenzerstörende Kämpfe, in denen die Waffen des Hasses - nämlich Lüge, Verzerrung, Ausstoßung, Unterdrückung - benutzt werden, um die Grenzen zu beseitigen, die zu überschreiten man zu schwach war. Religiöse Gruppen, ganze Kirchen können in diese Haltung hineingetrieben werden. Und es mag hier am Platze sein, ein Wort über die deutschen protestantischen Kirchen zu sagen.

Vielleicht gab es vor dem Kirchenkampf Gruppen in ihnen, die zwar die Grenze überschritten, die aber nicht zurückgefunden hatten und die Enge dessen, wohin sie gingen, ein kritisch entleertes Christentum, mit der Enge dessen, woher sie kamen, einem traditionell erstarrten Christentum, vertauschten. Gegenüber den radikal antichristlichen Angriffen des Nationalsozialismus mußten die Kirchen sich auf die Tradition zurückziehen und um den Preis der Verengung ihre Wesensgrenze, ihre Identität, verteidigen. Heute aber ist ihr Auftrag, zur Grenze zurückzukehren, sie zu überschreiten und im Hin und Her zwischen Kirche und Kultur um das Übergreifende zu ringen. Wagen die Kirchen dieses Überschreiten der Grenzen ihrer eigenen Wirklichkeit nicht, so werden sie belanglos für Unzählige, die essentiell zu ihnen gehören. Und der Stachel des Versagthabens kann eine fanatische Selbstbejahung bewirken, die die Kultur sich einverleiben und die Grenzen zu ihr aufheben will.

Ein anderes Beispiel für den Ruf zur Grenz-überschreitung soll gegeben werden. Es beginnt auch mit dem Individuellen und führt zur Situation von Gruppen, hier und jetzt. Ich denke an Menschen, die vor die Möglichkeit gestellt sind, über ihre nationalen und kulturellen Grenzen hinauszugehen, sei es durch Studium, sei es durch persönliche Begegnungen im eigenen oder fremden Land. Die Grenzen ihres eigenen kulturellen Seins, ihre nationale oder kontinentale Beschränktheit sind für einen Augenblick für sie sichtbar geworden. Aber sie können die Sicht nicht ertragen, sie können die Grenze nicht überschreiten und nach etwas Übergreifendem suchen. Die Angst des Möglichen packt sie und treibt sie zurück. Und die Begegnung mit dem Fremden, die eine Aufforderung zum Überschreiten der Grenze ist, wird zur Ursache eines

das Fremde hassenden Fanatismus. Man will die Grenze, die man nicht überschreiten konnte, auslöschen, indem man das Fremde zerstört.

Es gibt eine soziale Klasse in allen Industrievölkern, die vorzüglich durch diese Struktur charakterisiert ist: die untere Mittelklasse, das Kleinbürgertum oder - in einem soziologisch umfassenderen Symbol - der Spieß. Er kann geradezu charakterisiert werden - in welcher sozialen Klasse er auch vorkommt - als jemand, der sich durch die Angst, an seine eigene Grenze zu geraten und sich selbst im Spiegel des Andersartigen zu sehen, nie über das Gewohnte, Anerkannte, Festgelegte zu erheben wagte. Möglichkeiten, die jedem Menschen dann und wann gegeben sind, über sich hinauszukommen, ließ er unverwirklicht: ob es ein Mensch war, der ihn aus seiner Enge hätte herausreißen können, oder ein ungewohntes Werk der Kunst, das ihn hätte erschüttern können, oder ein Wort aus der Dimension des Ewigen, das ihm die Selbstsicherheit seines Daseins hätte umwerfen können. Um sich herum aber sieht er Menschen, die über die Grenzen gegangen sind, die er nicht überschreiten konnte. Und der heimliche Neid wird zum Haß.

Und wenn dann wie in Deutschland zur Hitlerzeit der Haß die uneingeschränkte Macht erhält, sich auszuwirken, dann schließt er zunächst die Grenzen, so daß es einem ganzen Volk unmöglich wird, über sich selbst hinauszusehen. Und dann wird der Versuch gemacht, die Grenzen zu beseitigen durch Unterwerfung oder durch Vernichtung dessen, was jenseits der Grenze liegt, seien es andere Rassen oder benachbarte Nationen, seien es gegnerische politische Systeme oder neue künstlerische Stile, seien es höhere oder niedere soziale Klassen, seien es im Überschreiten der Grenze gereifte Persönlichkeiten. Es ist der dämonische Trieb, der vielleicht in jedem ist, seine Grenzen auszulöschen, um selbst das Ganze zu werden.

Darum fühle ich, daß ich meinen Auftrag als Theologe nicht erfüllen würde, wenn ich nicht ein Zweifaches hinzufügte: einmal, daß in allen Ländern und auch in den Vereinigten Staaten Schichten da sind, die der beschriebenen Struktur des Spießers entsprechen. Sie erheben immer wieder ihr Haupt, noch ohne Erfolg, aber im gegenwärtigen Moment in neuen Formen und mit zahlreichen Anhängern. Und das zweite, das ich als jemand, dem Berlin für Jahre seines Lebens nicht nur Heimat, sondern auch Mythos

war, nur zögernd ausspreche: Alles, was ich vom Überschreiten der Grenze gesagt habe, gilt auch für das Überschreiten *der* Grenze, die heute für die westliche Welt am schwersten zu überschreiten ist, die Grenze nach dem Osten. Es ist falsch, wenn die westlichen Völker durch Erziehung, Literatur und Propaganda davon abgehalten würden, diese Grenze mit ihren zahlreichen Mauern, die nicht nur in Berlin aufgerichtet sind, zu überschreiten. Wir müssen auch sehen, was drüben in der Tiefe vor sich geht, und es menschlich - nicht nur polemisch - zu verstehen suchen. Und ich wünschte, ich wäre fähig, das auch zu denen auf der anderen Seite der Grenze zu sagen.

Die politisch und geistig Verantwortlichen des Westens aber sollten dafür kämpfen, daß die Erziehung der Völker nicht nur der Einprägung und Vertiefung des Eigenen, so groß es auch sein mag, dient, sondern daß sie über die Grenze hinausführt: im Kennen, im Verstehen, im Begegnen, auch wenn das Begegnende das nur Entgegen-Stehende zu sein scheint. Ermutigung zum Überschreiten des nur Eigenen, das ist es, was Erziehung zur Schaffung des Friedens beitragen kann. Und hier ist wichtiger als alles andere die Erziehung zu einer Geschichtsbewußtheit, die geschichtliches Wissen mit geschichtlichem Verstehen vereinigt und in keiner Weise auf den Geschichtsunterricht beschränkt ist.

III

Vom Überschreiten der Grenze haben wir bisher gesprochen. Aber Grenze ist nicht nur das, was überschritten, sie ist auch das, was verwirklicht werden muß. Grenze gehört zur Form, und Form macht jedes Ding zu dem, was es ist. Die Grenze zwischen Mensch und Tier macht es möglich, vom Menschen Dinge zu fordern und zu erwarten, die man vom Tier weder fordern noch erwarten kann. Die Grenze zwischen England und Frankreich machte die Entwicklung zweier großer wesenhaft verschiedener Kulturen möglich. Die Grenze zwischen Religion und Philosophie macht die Freiheit des philosophischen Fragens und die Leidenschaft der religiösen Hingabe möglich. De-finition ist Abgrenzung, und ohne sie gäbe es keine Möglichkeit, das Wirkliche zu greifen oder zu erkennen.

Keine Kultur war sich so der Bedeutung der Grenze bewußt wie die griechische. Plato und seine Pythagoreischen Vorgänger schrieben dem

Begrenzten alles Positive, dem Unbegrenzten alles Negative zu. Der Raum, ja das Sein selbst sind begrenzt. Die Göttergestalten und die Tempel, in denen sie verkörpert sind, bleiben dem Maße des Menschlichen angemessen. Begrenzendes Denken muß die ins Grenzenlose treibende Leidenschaft bändigen. Der tragische Heros, der über seine Wesensgrenze hinausstößt, wird von den Göttern, den Hütern der Grenzen, zurückgestoßen und vernichtet. Es sind die Wesensgrenzen des Menschen, von denen Orakel und Seher, Tragiker und Philosophen reden. Zu ihr wollen sie zurückrufen aus den falschen, zu engen oder zu weiten Wirklichkeitsgrenzen.

Denn Wesensgrenze und Wirklichkeitsgrenze decken sich nicht. Die Wesensgrenze steht fordernd, verurteilend, zielgebend über der Wirklichkeitsgrenze.

In der jüngeren Generation innerhalb und wohl auch außerhalb der Vereinigten Staaten hat sich in den letzten Jahren ein Problem gezeigt, das unter dem Titel »The Search for Identity«, das Suchen nach Identität, in Literatur und Gespräch immer wieder behandelt wird. Es ist der Ausdruck einer Periode, in der viele außerstande sind, in und über ihren fließenden Wirklichkeitsgrenzen ihre Wesensgrenze zu finden, und zwar nicht nur als einzelne, sondern auch als Glieder von Gemeinschaften, nationalen, kulturellen, religiösen. Wie können Personen, wie können Völker ihre Identität finden und damit die wahren Grenzen, denen gegenüber die wirklichen Grenzen ihre letzte Bedeutung verlieren? Das ist der Punkt, an dem die Frage der Grenze und die Frage des Friedens ineinander übergehen. Denn wer seine Identität und damit seine Wesensgrenze gefunden hat, hat es nicht nötig, sich einzuschließen oder auszubrechen. Er will verwirklichen, was sein Wesen ist. Sicherlich, in der Verwirklichung kehren alle Fragen des Überschreitens der Grenze wieder, aber nun geleitet von einem Bewußtsein seiner selbst und seiner eigensten Möglichkeit. Die Menschheit hat zu allen Zeiten und an allen Orten etwas über ihr Wesen und seine Grenzen vernommen. Die Übermittler dieser Einsichten, auf deren Urfahrungen, genannt Offenbarungen, alle Religion und alle Kultur beruht, haben in Gesetzen und Ordnungen die Wesensgrenzen alles Menschlichen in mannigfacher Weise ausgedrückt. Sie haben das Gewissen des einzelnen, die Stimme seines Wesens zum Sprechen gebracht, und sie haben das Ethos der Gruppen für lange Perioden

bestimmt. Aber kein Lebensprozeß erschöpft sich im Gesetz, in ihm allein kann sich das Wesen des Lebendigen nicht ausdrücken. Im Wesen ist auch das Ziel enthalten, und manche Worte für Grenze drücken auch das Ende aus, zu dem ein Lebensprozeß strebt, wie das lateinische »finis«, das griechische »telos«. Sokrates hat das Bewußtsein dieses Zieles als Stimme seines Daimons erlebt, der ihm in schweren Entscheidungen seine Wesensgrenze zeigte. Im Christentum ist es das Bewußtsein religiösen Geführtseins oder, dynamischer, des Vom-Geist-Getriebenseins. In Völkern ist es das Berufungsbewußtsein, in dem sich die Identität und mit ihr die Wesensgrenze eines Volkes ausdrückt. Die weltgeschichtlichen Wirkungen des Berufungsbewußtseins sind außerordentlich. Sie haben weithin über die Art des Friedens und des Unfriedens in der Völkerwelt entschieden. Das Berufungsbewußtsein der Griechen, das Humane gegenüber dem Barbarischen zu vertreten, hat Europa vor der persischen Invasion gerettet; das Berufungsbewußtsein Roms, Träger der Rechtsidee zu sein, hat die Einheit der Mittelmeerkultur geschaffen; das Berufungsbewußtsein Israels ist die Grundlage der drei prophetischen Religionen des Westens; das Berufungsbewußtsein des deutschen Kaisertums hat die religiös-politische Einheit des Mittelalters geschaffen; das italienische Berufungsbewußtsein der Renaissancehöfe hat die Wiedergeburt der westlichen Welt aus dem Geist der römischen und christlichen Antike bewirkt, das französische Berufungsbewußtsein die Zivilisation der oberen Klassen und die Emanzipation des Bürgertums, das englische Berufungsbewußtsein die Aufschließung der Welt im Geiste eines christlichen Humanismus, das russische Berufungsbewußtsein vor *und* nach der bolschewistischen Revolution die Hoffnung auf die Erlösung des Westens von seiner individualistischen Verderbnis, wie sie es nannten, in eine religiös oder ideologisch begründete Einheit. Und das amerikanische Berufungsbewußtsein hat den Glauben an einen neuen Anfang und den Kreuzzugsgeist für seine universale Durchführung geschaffen. In allen diesen Fällen von Berufungsbewußtsein fand ein Volk seine Wesensgrenzen und suchte aus ihnen Wirklichkeitsgrenzen zu machen.

Dabei aber geschah das, was für die Friedlosigkeit und Tragik der Weltgeschichte verantwortlich ist. Die Macht, die zu jeder Verwirklichung eines Lebendigen nötig ist, hat die Ten-

denz, wie im Persönlichen so im Politischen, sich von dem Ziel, dem sie dienen soll, nämlich der Verwirklichung der Berufung, zu lösen, selbständig zu werden und dann eine Grenzen vernichtende, wesenswidrige Wirksamkeit zu entfalten. Nicht Macht, sondern die von der Wesensgrenze sich loslösende Macht ist böse. Am gewaltsamsten wird sie, wenn das Berufungsbewußtsein seine schöpferische Kraft verloren hat, zuweilen auch, wenn das Berufungsbewußtsein ganz fehlt.

Und das scheint im Deutschland des 19. und 20. Jahrhunderts der Fall zu sein. Das Versagen Deutschlands seit der Mitte des 19. Jahrhunderts lag darin, daß es Macht entwickelte, ohne daß diese Macht in den Dienst einer Berufung gestellt war. Was Bismarck Realpolitik nannte, war Machtpolitik ohne ein leitendes Berufungsbewußtsein. Und darum konnte Hitler mit dämonischer Genialität das absurde rassistische Berufungsbewußtsein weiten Kreisen des deutschen Volkes suggerieren, ein Vorwand, aber ein wirksamer Vorwand für eine durch kein echtes Berufungsbewußtsein geleitete Machtentfaltung.

Friede ist möglich, wo Macht im Dienst eines echten Berufungsbewußtseins steht und das Wissen um die Wesensgrenze die Wirklichkeitsgrenzen in ihrer Wichtigkeit herabsetzt. Daß dieser Grundsatz der Politik nicht aufgenommen wurde, ist die Ursache für die deutsche Friedlosigkeit im 20. Jahrhundert. Daß er wieder aufgenommen werde, sollte das Ziel aller Friedensbestrebungen in Literatur und Politik sein. Man vermeide Friedensreden, die dadurch, daß sie nicht helfen können, schaden, denn die Weltgeschichte ist zu tief im Dämonischen verwurzelt. Pazifistische Gesetzlichkeit fordert das unbedingte Festhalten an den Grenzen, wie sie heute und hier tatsächlich gezogen sind. Sie vergißt die Dynamik der Weltgeschichte und das schöpferische und richtende Wirken der Wesensgrenze.

Daraus folgt eine zweite Forderung für die deutsche politische Erziehung und schließlich für die Politik selbst. Die erste war: Zum Überschreiten der Grenze, nämlich der Wirklichkeitsgrenze, zu führen und die Angst vor dem, was jenseits liegt, zu überwinden. Die zweite Forderung ist, zur Selbstbesinnung auf die eigene Wesensgrenze hinzuleiten und in ihrem Licht das größere oder geringere Gewicht der wirklichen Grenzen zu beurteilen. In diesem Licht könnten enge politische Grenzen der Wesensgrenze eines Volkes angemessener sein als

weitere. Es könnten verschiedene Grenzen für Teile einer sprachlich, aber nicht politisch geeinten Menschengruppe dem geschichtlichen Wesen dieser Gruppe entsprechen. Es könnte das Hineingenommenwerden engerer Grenzen in umfassendere die Forderung der Wesensgrenze sein und der Weg, auf dem ein Volk seine Identität findet und erhält. Gerade das hat sich im Laufe der Geschichte immer wiederholt, und wir sind heute in einem historischen Augenblick, wo die Verwirklichung der Wesensgrenzen der meisten Länder, zum mindesten der westlichen Welt, davon abhängt, daß sie sich in umfassendere Wirklichkeitsgrenzen einfügen.

Könnten es allumfassende Grenzen sein? Im Prinzip ja! Denn die Wesensgrenzen aller menschlichen Gruppen sind enthalten in den Wesensgrenzen der Menschheit. Die Identität jeder einzelnen Gruppe ist eine Manifestation der Identität der Menschheit und der Natur des Menschseins. Aber mit den Wirklichkeitsgrenzen steht es heute anders. Sie sind charakterisiert durch eine der tiefsten Spaltungen in der Weltgeschichte zwischen Ost und West im politischen Sinn, der beides einschließt, Machtwillen und Berufungsbewußtsein, und zwar ein Berufungsbewußtsein, das auf beiden Seiten den Charakter der Ausschließlichkeit hat und darum, unter den Bedingungen der gegenwärtigen Technik, die Menschheit mit Selbstzerstörung bedroht.

IV

Das führt zu dem tiefsten und entscheidenden der Grenzprobleme: Alles Seiende ist einer gemeinsamen Grenze unterworfen, der Endlichkeit. »Finis« im Lateinischen heißt Grenze und Ende.

Die letzte Grenze steht hinter jeder anderen und gibt jeder anderen die Farbe der Vergänglichkeit. An ihr stehen wir immer, aber niemand kann sie überschreiten. Es gibt nur eine Haltung ihr gegenüber, nämlich die des Hinnehmens. Das gilt vom einzelnen und von Gruppen, Familien, Stämmen, Nationen. Aber nichts ist schwerer, als die letzte, unüberschreitbare Grenze hinzunehmen. Alles Endliche will sich ins Unendliche erweitern. Der einzelne will sein Leben endlos fortsetzen, und in vielen christlichen Ländern hat sich in- und außerhalb der Kirchen der Aberglaube entwickelt, der Ewiges Leben als endlose Fortdauer mißdeutet und nicht sieht, daß Endlo-

sigkeit des Endlichen das Symbol der Hölle sein könnte. In gleicher Weise widerstreben Familien und Stämme ihrer Endlichkeit zeitlich wie räumlich und zerstören sich im Kampf um Aufhebung der Grenze gegenseitig. Am wichtigsten aber für die Möglichkeit des Friedens ist die Hinnahme ihrer eigenen Endlichkeit durch die Völker, ihrer zeitlichen, ihrer räumlichen und der Endlichkeit ihres Wertes. Die Versuchung, sie nicht hinzunehmen, sich selbst ins Unbedingte, Göttliche zu erheben, geht durch alle Geschichte. Wer dieser Verlockung verfällt, zerstört seine Welt und sich selbst. Daher die Drohungen der Propheten gegen die Völker, vor allem gegen das eigene; daher die Warnungen in den Klagegesängen der griechischen Chöre gegen die Hybris der großen Geschlechter; daher die Charakterisierung, die wir den politischen Absolutheits-Systemen unserer Tage geben müssen, nämlich daß sie furchtbarste Manifestationen der dämonisch-zerstörerischen Kräfte in der Tiefe des Menschen sind. Alle Moloch-Mächte der Vergangenheit zusammen haben nicht die Zahl der Opfer aufzuweisen, die für jene gebracht worden sind.

Und wieder steht die Menschheit vor einer dämonischen Versuchung, nämlich den Schöpfungsakt, der in Jahrmillionen die Menschheit ins Dasein gebracht hat, in *einem* geschichtlichen Moment rückgängig zu machen. Es gibt keine menschliche Gruppe, die das Recht hätte, um ihrer Grenzen willen etwas zu beginnen, dessen Fortgang zur Zerstörung ihrer selbst und aller anderen menschlichen Wirklichkeit führen müßte. Die Zurücknahme des göttlichen Schöpfungsaktes ist dämonische Grenzüberschreitung und Erhebung gegen den göttlichen Grund und

das gottbestimmte Ziel unseres Seins. Etwas anderes ist der Widerstand gegen solchen Versuch, alle Grenzen zu beseitigen. Er ist nötig, um dem, der den Anfang macht, zu zeigen, daß er nicht zum Herrn über Leben und Tod alles Menschlichen geworden ist, sondern in den Untergang, den er herausgefordert hat, selbst hineingezogen ist.

Kein Endliches kann seine Endlichkeit zum Unendlichen hin überschreiten. Aber etwas anderes ist möglich: Das Unendliche kann von sich aus seine Grenze zum Endlichen überschreiten. Es wäre nicht das Unendliche, wenn das Endliche seine Grenze wäre. Von diesem Überschreiten zeugt alle Religion, zeugen die, von denen wir sagten, daß sie den Völkern Gesetz und Berufung vermitteln. Es sind die heilenden Kräfte aus dem Unbegrenzten, Grenze-Setzenden, Gründenden und Führenden alles Seins, die Frieden möglich machen. Sie sind es, die aus der Enge heraus zum Überschreiten der Grenze führen. Sie sind es, die ein Berufungsbewußtsein geben und damit im Wirrsal der Wirklichkeitsgrenzen die Wesensgrenze offenbaren. Sie sind es, die davor bewahren, die letzte Grenze, die Grenze zum Unendlichen erstürmen zu wollen. Diese heilenden Kräfte sind immer da. Aber sie können nur wirksam werden, wenn man sich ihnen öffnet. Und es ist mein Wunsch für das deutsche Volk, von dem ich komme und dem ich diese Ehrung verdanke, daß es sich offenhält, seine Wesensgrenze und seine Berufung erkennt und im Wandel der Wirklichkeitsgrenzen erfüllt.

Diese Texte sind urheberrechtlich geschützt. Der Nachdruck und jede andere Art der Vervielfältigung als Ganzes oder in Teilen, die urheberrechtlich nicht gestattet ist, werden verfolgt. Anfragen zur Nutzung der Reden oder von Ausschnitten daraus richten Sie bitte an m.schult@boev.de.

Durch die Digitalisierung der Texte können Fehler aufgetreten sein. Falls Sie Fehler entdecken, wären wir Ihnen für einen kurzen Mitteilung dankbar.